

# Kant und die vermeintliche Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie

Gerhard Schönrich

**Zusammenfassung:** Mit der Ablösung der rationalen Psychologie durch eine empirische Psychologie beginnt auch die Entwicklung der Psychologie als Wissenschaft. Kant hat diesen Prozeß nicht nur eingeleitet und mitbestimmt; er hat sich auch mit der Frage nach der Wissenschaftlichkeit einer empirischen Psychologie auseinandergesetzt. Das Ergebnis ist überraschend. Gemessen an den von Kant aufgestellten Kriterien für die Wissenschaftlichkeit einer Wissenschaft kann eine naturwissenschaftlich ausgerichtete Psychologie nur einen unteren Rang beanspruchen. Kants Philosophie bietet aber die Chance einer kulturwissenschaftlich orientierten protowissenschaftlichen Grundlegung auf der Basis des Zeichen- und Handlungsbegriffs.

**Summary:** The switch from rational psychology to empirical psychology marks the beginning of psychology as science. Kant not only initiated and influenced this process, he also dealt with the problem of the possibility of empirical psychology as science. The result is surprising. According to the Kantian criteria of science in general, a form of psychology, which is oriented on natural empirical science, may only make a claim to a low rank in the hierarchy of sciences. But Kant's philosophy gives us the possibility of a proto-scientific foundation of psychology, which is oriented to cultural science based on the concepts of sign and action.

## 1. Transzendentalphilosophie und die Kritik der rationalen Psychologie

Wer Überlegungen zu der Wissenschaftlichkeit der Psychologie anstellt, kommt an Kant nicht vorbei – und zwar aus einem historischen und einem systematischen Grund. Der historische Grund ist augenfällig und hinlänglich bekannt. Schließlich steht Kant im Zentrum jenes Ablösungsprozesses, der zu der Ausdifferenzierung der Psychologie als einer eigenständigen Wissenschaft aus der Philosophie geführt hat. Der systematische Grund, erneut auf Kant zurückzukommen, ist weniger offenkundig, insofern er die Kenntnisnahme nicht nur der wenigen Äußerungen Kants zur Wissenschaftlichkeit der (empirischen) Psychologie, sondern vor allem auch der transzendentalen Architektonik voraussetzt, in die Kant die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der einzelnen Wissenschaften eingebettet hat. Doch vor dieser Erörterung soll erst ein kurzer Blick auf die historische Entwicklung der Psychologie geworfen werden.

Der Beitrag, den Kant zu diesem Prozeß geleistet hat, scheint auf den ersten Blick durch eine tiefgreifende Ambivalenz geprägt zu sein. Auf der einen Seite zertrümmert er im Paralogismus-Kapitel der „Kritik der reinen Vernunft“ mit wenigen wohlge-

zielten Schlägen das metaphysische Gehäuse der rationalen Psychologie und setzt damit eine empirische Psychologie frei, deren Entfaltung fortan durch keine dogmatischen Fesseln mehr behindert ist. Auf der anderen Seite aber scheint Kant dieser Psychologie, just in dem Augenblick, in dem er ihr die Entlassungsurkunde überreicht, die Mündigkeit zu dem Geschäft wissenschaftlicher Forschung abzusprechen. So jedenfalls sind seine Einlassungen zu diesem Thema in der Vorrede zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaften“ verstanden worden, die 1786 zwischen den ersten beiden Auflagen der „Kritik der reinen Vernunft“ (1781 und 1787) erschienen sind.

Kants Kritik an der rationalen Psychologie trifft auf einen gut vorbereiteten Boden. Das Bild der Psychologie<sup>1</sup> mit dem er sich so folgenreich auseinandersetzt, ist wesentlich von Ch. Wolff bestimmt. Nach Wolffs Systementwurf<sup>2</sup> beschreibt die rationale Psychologie zusammen mit der allgemeinen Kosmologie und der natürlichen Theologie den speziellen Teil der Metaphysik. Der rationalen Psychologie ist hier schon eine empirische Psychologie zugeordnet, die mit ihren in der Erfahrung begründeten Erkenntnissen sogar eine fundierende Rolle übernimmt. Die Art und Weise dieser Fundie-

rung wird von Wolff zwar noch als ein Sicheinfügen in die Teilmomente des rationalen Begriffs der Seele als Vorstellungskraft gesehen (vgl. Arndt, a.a.O., 1984, Sp. 1664f.); in dieser Grundunterscheidung ist aber die Emanzipation der empirischen Psychologie als eigenständige wissenschaftliche Disziplin aus der Metaphysik bereits angelegt.

Dieses eigentümliche Fundierungsverhältnis enthält all die Bestimmungen, die Kant dann der unter dem Titel eines vierfachen Paralogismus ausgearbeiteten Kritik unterzieht, nämlich die Annahme der Existenz einer immateriellen Seelensubstanz sowie deren Unsterblichkeit, Personalität und Zusammenwirken mit den Gegenständen im Raum – alles Annahmen, die nach der Programmatik der unter der Leitung der rationalen Psychologie stehenden empirischen Psychologie dann auch durch die Methode der Introspektion auch in der Erfahrung aufgewiesen werden sollen. Worauf stützt sich nun diese rationale Psychologie?

In der kritischen Retrospektive Kants ist dies der Grundsatz des Cogito. Das „Ich denke“ ist „der alleinige Text der rationalen Psychologie, aus welchem sie ihre ganze Weisheit auswickeln soll“ (KrV A343/B401)<sup>3</sup>. Die rationale Psychologie oder rationale Seelenlehre läßt sich dann als das Unterfangen skizzieren, ohne jeden Rückgriff auf Empirisches, wie z.B. die Wahrnehmung des inneren Zustands, also unabhängig von aller Erfahrung, „aus diesem Begriffe *Ich*, sofern er bei allem Denken vorkommt“ (A342/B400) allein mit Hilfe apriorischer Kategorien solche Bestimmungen der Seele wie Immaterialität, Unzerstörbarkeit, Personalität und ihr Verhältnis zu den Gegenständen im Raum zu erschließen. Wenn im ersten Paralogismus das „Ich denke“ etwa unter die Kategorie der Substanz gebracht wird, so wird es damit zugleich als ein beharrliches „Ding“ konzipiert, und zwar als „Ding“ des inneren Sinnes, da es der Grundvoraussetzung der rationalen Psychologie zufolge kein mit dem äußeren Sinn wahrnehmbares Ding sein darf. Nach dem selben Muster wird im zweiten Paralogismus dann die logische Einheit (Einfachheit) des „Ich denke“ mit der wirkli-

chen Einheit eines denkenden Etwas konfundiert. Und im dritten Paralogismus wird schließlich analog zu den bisherigen Operationen die sich über die Zeitpunkte durchhaltende logische Identität zur Personalität erhoben.<sup>4</sup>

Der Fehlschluß, den Kant als „Paralogismus“ beschreibt, ist freilich kein simpler Mißbrauch der Kategorien unseres Denkens, die hier entgegen ihrer Restriktion auf den Erfahrungsgebrauch gleichsam „überschwenglich“ werden, so als würden sie auf eine vorgegebene metaphysische Hinterwelt angewendet, die uns nur aufgrund unserer Beschränktheit als endlicher Wesen verborgen bleiben müßte. Umgekehrt: die Vorstellung einer solchen Hinteroder Überwelt entsteht erst aus der durch Kritik nicht mehr kontrollierten Funktionsweise der Kategorien. Wir können nach Kant nicht anders als in diesen Kategorien denken. Wenn wir also das „ich denke“ selbst denken, so denken wir es zwangsläufig in der Ordnung der Kategorien – sie wären sonst nicht die Bedingungen der Möglichkeit alles Denkens. Der Fehlschluß besteht allein darin, daß wir die transzendente Bedingung, unter der wir das „Ich denke“ denken, unter der Hand zu einer Eigenschaft des so Gedachten machen (vgl. A346f/B404f) und damit eine Hypostasierung vornehmen, die aus einer Bedingung der Möglichkeit von Objekterkenntnis selbst ein Objekt werden läßt, eben ein Ding unter empirischen Dingen.

Nun hat das „ich denke“ in Kants Philosophie eine wohlbestimmte Funktion; es beschreibt bekanntlich den „höchsten Punkt“, „an den man allen Verstandesgebrauch, selbst die ganze Logik, und nach ihr, die Transzendental-Philosophie heften muß, ja dieses Vermögen ist der Verstand selbst“ (B134 Anm.). Aber dieses „Ich denke“ ist in der kritischen Untersuchungsart, die Kant als „transzendental“ bezeichnet, nur als die letzte, nicht mehr hintergehbare Einheitsfunktion des Bewußtseins angesetzt. Ohne diesen logischen Ort wären nämlich die Ansprüche dieses Bewußtseins auf Konsistenz und Objekterkenntnis gar nicht einzulösen. Aus der philosophischen Konstruktion eines solchen „Ich denke“, wie sie in der Absicht eines Aufweises der

Bedingung der Möglichkeit vor Objekterkenntnis geleistet wird, folgt eben gerade nicht, daß dieses „Ich denke“ selbst wieder wie ein Objekt verstanden werden muß: „Daß aber Ich, der ich denke, im Denken immer als *Subjekt*, und als etwas, was nicht bloß wie Prädikat dem Denken anhänge, betrachtet werden kann, gelten müsse, ist ein apodiktischer und selbst *identischer* Satz; aber er bedeutet nicht, daß ich, als Objekt, ein, für mich, selbst *bestehendes Wesen*, oder *Substanz* sei“ (B 407).

Um dieses „Ich denke“ in die Stellung eines Objektes zu bringen, müßte eine entsprechende empirische Anschauung beigebracht werden können, eben „Data“ (B 407), die es von diesem „Ich denke“, das doch die Bedingung der Möglichkeit aller Objekterkenntnis, d.h. aller auf Daten beruhenden Erkenntnisoperationen sein soll, gar nicht geben kann. Wäre dieses „Ich denke“ selbst eines der Daten, denen es allererst die Einheit verschafft, die diese erkenntnisrelevant macht, dann hätte sich Kants kritische Erkenntnisbegründung in einem Zirkel gefangen, an dem sie hoffnungslos scheitern müßte.

Kant legt sich denn in der Beschreibung dieses „Ich denke“ auch die äußerste Zurückhaltung auf, wenn er es als „Vorstellung“ apostrophiert, die nicht einmal ein „Begriff sei, sondern ein bloßes Bewußtsein, das alle Begriffe begleitet“ (A34G/B404). Die Rede vor einem „transzendentalen Subjekt der Gedanken“ verweist auf ein bloßes „x“ (ebd.), das nur an seiner einheitsstiftenden Funktion festgemacht werden kann. Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß Kants Behutsamkeit nicht nur als weise Selbstbeschränkung interpretiert werden kann, sondern – Fichtes und Schellings spekulative Anstrengungen belegen dies eindringlich – auch als Zurückweichen vor der Aufgabe, diesen Begriff philosophisch weiterzubestimmen. Für den gegenwärtigen Diskussionszusammenhang genügt aber die Feststellung, daß der philosophische Begriff eines transzendentalen Subjekts nicht identisch ist mit dem einer immateriellen Substanz im Sinne der rationalen Psychologie. Deren Fehlschlüsse kompromittieren nicht die Möglichkeit einer transzendentalphilosophischen Thematisie-

rung der unter dem Begriff „Ich denke“ subsumierten kognitiven Kompetenzen; sie kompromittieren aber auch nicht die Möglichkeit einer empirischen Psychologie.

## II. Die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der empirischen Psychologie

Der Rekurs auf Kant hat, wie eingangs behauptet, nicht nur einen historischen, sondern auch einen systematischen Grund. Denn mit der Auflösung der Paralogismen der rationalen Psychologie ist dieser zwar jeder Kredit als ernst zu nehmende Wissenschaft entzogen. Doch Kants Verdikt – und darin liegt der systematische Grund – ist nicht sein letztes Wort zur Möglichkeit von Psychologie als Wissenschaft: „Läge unserer reinen Vernunfterkentnis von denkenden Wesen überhaupt mehr, als das *cogito* zum Grunde; würden wir die Beobachtungen, über das Spiel unserer Gedanken und die daraus zu schöpfenden Naturgesetze des denkenden Selbst, auch zu Hilfe nehmen: so würde eine empirische Psychologie entspringen, welche eine Art der *Physiologie* des inneren Sinnes sein würde [...]“ (A347/B405). Die Existenz solcher „Beobachtungen über das Spiel unserer Gedanken“ sind von Kant nie bestritten worden. Es gibt Kants Systematik zufolge also ganz unzweifelhaft auch eine empirische Psychologie. Die entscheidende Frage ist nur: wie ist es um ihre Wissenschaftlichkeit bestellt?

Was unter „Wissenschaft“ zu verstehen ist, hat Kant erst in der Vorrede zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ genau definiert. Die „Kritik der reinen Vernunft“ leistet in dieser Frage nicht mehr, aber auch nicht weniger, als die Bestimmung dessen, was überhaupt als Gegenstand gelten kann. Sie zeigt z.B., daß es notwendig zu unserem Konzept von einem Gegenstand gehört, auch bei unterbrochener Wahrnehmungsfolge ein beharrliches Etwas zu unterstellen; sie weist z.B. nach, daß wir Ereignisse gar nicht anders auffassen können, als ihnen eine Ursache zuzuordnen. Die insgesamt zwölf Kategorien, in denen solche apriorischen Gegenstandsmomente nach Kants Anspruch vollständig aufgelistet sind, geben damit zwar

auch jeder Wissenschaft den allgemeinsten systematischen Rahmen vor; sie zeigen jedoch nicht den Weg, auf dem eine bestimmte Wissenschaft zu ihrem spezifischen Gegenstand kommt.

Kant benennt zwei Kriterien, die eine Erkenntnis erfüllen muß, um den Titel „Wissenschaft“ auch mit Recht zu führen: die Einlösbarkeit ihres Wahrheitsanspruches und ihre systematische Verfassung. Nach dem ersten Kriterium kann im strengen Sinn nur die Mathematik Wissenschaft sein: „*Eigentliche* Wissenschaft kann nur diejenige genannt werden, deren Gewißheit apodiktisch ist; Erkenntnis, die bloß empirische Gewißheit enthalten kann, ist ein nur uneigentlich so genanntes Wissen“ (MA A V). Die Mathematik ist Kant zufolge deshalb Wissenschaft in ihrer reinsten Form, weil sich ihre Begriffe in einer reinen, nicht-empirischen Anschauung konstruieren lassen, ohne auf empirische, d.h. immer auch fallible, Verfahren angewiesen zu sein. An diesem Ideal mißt Kant jede Wissenschaft (vgl. A VIII).

Aber auch Erkenntnisse, die notwendig hinter einer solchen apodiktischen Gewißheit zurückbleiben müssen, bezeichnet Kant auch dann noch als wissenschaftlich, wenn sie das Kriterium der systematischen Verfassung erfüllen. Er unterscheidet hier zwei Fälle. Entweder der systematische Zusammenhang ist auf reine Prinzipien gegründet, dann handelt es sich um eine „rationale Wissenschaft“, oder diese Prinzipien beschränken sich auf bloße Erfahrungsgesetze, dann liegt eine bloß „systematische Kunst“ vor, wie z.B. die Chemie zu Kants Zeit. Je weiter sich ein Erkenntnisssystem also von der apodiktischen Gewißheit der Mathematik entfernt, desto weniger darf es auf den Titel „Wissenschaft“ Anspruch erheben. Natürlich muß sich eine Wissenschaft nicht auf eine dieser graduell abgestuften Unterteilungen beschränken; sie kann z.B. über einen rationalen Kernbereich verfügen, von dem wiederum Teile in eine mathematische Form gebracht werden können.<sup>5</sup>

Dieser letztere Fall liegt nach Kant mit der Physik vor. Sie ist insofern „eigentliche Naturwissenschaft“, als sie sich auf einen reinen, d.h. hier nichtempirischen, rationalen Kern stützen kann (vgl. A VIIIf), der dem

empirischen Bereich vorausgeht. In einem solchen Teil sind diejenigen Grundannahmen über den Gegenstandsbereich niedergelegt, die nicht durch empirische Gegenbeispiele zu widerlegen sind, weil sie den Sinn dessen erst definieren, was überhaupt als Beispiel in dieser Wissenschaft gelten kann. Solche „metaphysischen Anfangsgründe“ der Physik beschreiben nach Kant einen protowissenschaftlichen Teil, der auf einer Konstruktion von Begriffen (vgl. A XII) beruht, die nun aber nicht wie eine mathematische Konstruktion in reiner Anschauung operiert. Sie operiert vielmehr über einem empirischen Begriff – hier den der beweglichen Materie –, der aus der Erfahrung „abgesondert“ wurde. Dieser Begriff wird nach dem Leitfaden der Kategorien in einzelne Momente analysiert und dann zu einem begrifflichen Rahmen schematisiert, der für die einzelnen wissenschaftlichen Fragestellungen den letzten, empirisch nicht mehr hintergehbaren Bezugspunkt bildet.

In Umkehrung dieser Perspektive läßt sich feststellen: der kategorial aufgeschlüsselte Begriff eines Gegenstandes überhaupt wird mithilfe des abgesonderten und nach denselben Kategorien aufbereiteten empirischen Begriffs der Materie, so weiterbestimmt, daß sich die Erkenntnis einen bestimmten Gegenstand bzw. Gegenstandsbereich erschließen kann. Die Rolle der „metaphysischen Anfangsgründe“ übernehmen die so gewonnenen Bestimmungsmomente (vgl. A XXf), indem sie zu rationalen „Prinzipien“ des empirischen Teils der jeweiligen Naturwissenschaft aufrücken. Nun ist es ein Leichtes, die herausgehobenen und ausgezeichneten begrifflichen Momente „in Beziehung auf die reinen Anschauungen im Raume und der Zeit“ (A XII) zu setzen, um damit den Übergang zu dem mathematisierbaren Teil der Naturwissenschaft einzuleiten.

Es kommt hier nicht darauf an, ob sich Kants Annahmen über die Beweglichkeit der Materie, deren Raumerfüllung und Kräfteverhältnisse etc. auch heute noch verteidigen lassen. Entscheidend für die hier verfolgten Zwecke ist das Modellhafte an seinem Entwurf. Und der gibt sich als eine transzendentallogische und nicht als eine bloß logische Problemlösung zu verstehen.

Die fraglichen Grundannahmen, die den reinen, protowissenschaftlichen Teil definieren, sind nämlich raumzeitlich schematisierbare Bestimmungen und nicht etwa ausschließlich terminologische Festlegungen im Sinne von Prädikatenregeln.<sup>6</sup> Denn die Regelung unseres Sprachgebrauchs sagt eben noch nichts über die Sache selbst, außer man legt die starke (metaphysische) These zugrunde, unser Sprachgebrauch spiegele a priori schon die Strukturen der Wirklichkeit.

Unterwirft man die empirische Psychologie diesem strengen Wissenschaftlichkeitstest, so wird klar, warum sie „jederzeit von dem Range einer eigentlich so zu nennenden Naturwissenschaft entfernt bleiben“ (A X) muß. Der Begriff „denkendes Wesen“, der hier analog zu dem Begriff der Materie den Ausgangspunkt eines protowissenschaftlichen Kerns der empirischen Psychologie bilden müßte, erfüllt die Kriterien der Wissenschaftlichkeit nur in unvollkommener Weise. Die empirische Psychologie scheitert *erstens* an dem Kriterium der Mathematisierbarkeit, weil der introspektive Zugang zu psychischen Phänomenen – nach Kant eben nur „Phänomene des inneren Sinnes“ (ebd.) und nicht des äußeren – ihre Mathematisierung ausschließt. Sie bleibt *zweitens* sogar noch hinter der Systematik einer Chemie, wie sie Kant verstand, zurück, da der introspektive Zugang keine intersubjektiv kontrollierbaren Experimente zuläßt: einer solchen Art der Beobachtung sagt Kant nach, daß sie „an sich schon den Zustand des beobachteten Gegenstandes alteriert und verstellt“ (A XI).

Ein genauerer Blick auf diesen letzten Punkt belehrt nun aber sofort darüber, daß Kants Bewertung und Einordnung der Naturwissenschaften historisch bedingt und deshalb angesichts der Wissenschaftsentwicklung auch revidierbar ist. Zumindest Bereiche der modernen Physik wie die Teilchenphysik wird man heute wohl in der gleichen Weise von der Beobachtung abhängig machen müssen, wie dies Kant für die introspektiv verstandene empirische Psychologie konstatiert hat; auch der Chemie wird wohl weder ein rationaler Kern von „metaphysischen Anfangsgründen“ noch Mathematisierbarkeit abzusprechen sein.

Was die empirische Psychologie anbetrifft, so ist die Möglichkeit einer experimentellen Ausrichtung spätestens seit Skinner nicht zu bestreiten, wie auch immer man zu der Reichweite und Fruchtbarkeit eines solchen Konzepts stehen mag. Im Hinblick auf die Mathematisierbarkeit einer solchen Wissenschaftskonzeption hat nun Kant selbst sein hartes Urteil auch wieder eingeschränkt: die empirische Psychologie als „Physiologie des inneren Sinnes“ ist nur deshalb nicht im vollen Sinne mathematisierbar, weil die von ihr untersuchten Phänomene im Gegensatz zu den Gegenständen der Naturwissenschaften keine räumlichen Strukturen aufweisen: „Denn die reine innere Anschauung, in welcher die Seelen-Erscheinungen konstruiert werden sollen, ist die *Zeit*, die nur eine Dimension hat“ (A XI). Damit ist zugestanden, daß die Konstruktion eines rationalen Kerns, sollte sie gelingen, sich immerhin in einer eindimensionalen Weise auf mathematische Strukturen abbilden ließe. Eine „Mathematik der Seelenlehre“ würde sich zu der „Mathematik der Körperlehre“ zwar „ohngefähr so verhalten [...], wie die Lehre von den Eigenschaften der geraden Linie zur ganzen Geometrie“; sie ist aber keineswegs unmöglich, sondern eben nur eingeschränkt möglich.

Ist die empirische Psychologie im Sinne Kants also doch eine Naturwissenschaft, wenngleich mit vorsichtig reduzierten Geltungsansprüchen? Diese Frage läßt sich nur beantworten, wenn es tatsächlich gelingt, einen rationalen Kernbereich, den protowissenschaftlichen Teil einer empirischen Psychologie, nach dem Vorgang der „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ zu konstruieren. Überlegungen, die in diese Richtung weisen, scheinen bei Kant jedoch zu fehlen. Die Gründe liegen auf der Hand: eine der Physik analoge Konstruktion der begrifflichen Momente eines „denkenden Wesens“ provoziert ganz offenkundig genau die Paralogismen der „rationalen Psychologie“, denen Kant zu entkommen suchte, indem der Schluß auf eine immaterielle Substanz etc. nahegelegt wird. Scheitert aber der Versuch, einen solchen protowissenschaftlichen Teil der empirischen Psychologie zu etablieren, dann bleibt es bei der Zurückstufung dieser Wissenschaft

auf den letzten Rang einer allenfalls noch „systematischen Naturbeschreibung der Seele“ (A XI).

### III. Die Grundlagen einer kulturwissenschaftlichen Fundierung der Psychologie

Indes, auch diese Folgerung ist nicht Kants letztes Wort zur empirischen Psychologie. Die bisherigen Überlegungen gingen nämlich von einem naturwissenschaftlichen oder zumindest der Naturwissenschaft nachgebildeten Selbstverständnis aus. Die „Physiologie des inneren Sinnes“ bezeichnet aber nur eine Möglichkeit, den Gegenstandsbereich einer empirischen Psychologie als Wissenschaft vom Menschen zu erfassen: „Die physiologische Menschenkenntnis“, so schreibt Kant in der Vorrede zur „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“, „geht auf die Erforschung dessen, was die *Natur* aus dem Menschen macht, die pragmatische auf das, was er, als freihandelndes Wesen, aus sich selber macht, oder machen kann und soll“ (Anthr. B IV). Die Akzentverschiebung des Frageinteresses von der „Natur des Menschen“ zu den freien Handlungen des Menschen, wie sie Kant unter dem neuen Titel einer „Anthropologie“ vornimmt, hat auch eine Veränderung in der Einschätzung der wissenschaftstheoretischen Grundlagen und methodischen Verfahrensweisen der empirischen Psychologie zur Folge. Die Thematisierung psychischer Phänomene unter dem neuen Gesichtspunkt des Handelns löst die distanzierte und passive Einstellung eines bloßen Beobachters zu seinem Phänomen auf, gegen die Kant ja, wie gezeigt, bereits methodische Bedenken erhoben hat: „Wer den Naturursachen nachgrübelt, worauf z.B. das Erinnerungsvermögen beruhen möge, kann über die im Gehirn zurückbleibenden Spuren von Eindrücken, welche die erlittenen Empfindungen hinterlassen, hin und her (nach dem Cartesius) vernünfteln; muß aber dabei gestehen: daß er in diesem Spiel seiner Vorstellungen bloßer Zuschauer sei, und die Natur machen lassen muß ...“ (B V). Die Neubewertung des Gegenstandsbereichs einer empirischen Psychologie durch die „Anthropologie“ Kants

ist im übrigen genauso folgenreich geworden wie die Befreiung von den metaphysischen Schlacken einer rationalen Psychologie. Sie hat der empirischen Psychologie nicht nur bis weit ins 19. Jahrhundert hinein das terminologische Dach angeboten, unter dem sie als psychologische Anthropologie auftrat<sup>7</sup>; die Neubewertung hat vor allem erst die Weichen zu einer geistes- bzw. kulturwissenschaftlichen Grundlegung gestellt.

Was Kant für die empirische Psychologie (in der Gestalt einer pragmatischen Anthropologie) fordert, ist nämlich nichts Geringeres als eine handlungstheoretische Grundlegung. Im Zuge dieser Ausarbeitung bietet er der empirischen Psychologie eine neue Orientierung an. Das gilt vor allem für den zweiten Teil seiner Anthropologie, der „Anthropologischen Charakteristik“. Dieser Ausdruck bedeutet die „Art, das Innere des Menschen aus dem Äußeren zu erkennen“ (B 251). Bereits das Wort „Charakter“ verweist seinem etymologischen Ursprung nach auf die semiotische Grundlage dieses Konzepts; der Charakter eines Menschen fungiert nach Kant tatsächlich wie ein „Prägestempel“, der den einzelnen volitiven Einstellungen eine einheitliche Richtung gibt. Er bildet die unverwechselbare Signatur, an der die Maximen und Prinzipien menschlichen Wollens abgelesen werden können – von dem, der diese Zeichen zu interpretieren weiß. Das ist im Prinzip jedes vernünftige Subjekt. Wir sind diesem semiotischen Ansatz zufolge gezwungen, Ereignisse der Erfahrungswelt, die beobachtbare Außenseite von Handlungen also, als Zeichen für eine Regel aufzufassen, genauer: als Zeichen für eine selbstgesetzte Regel, die unserem Wollen eine Einheit gibt. Schon in der „Kritik der reinen Vernunft“ nimmt Kant diesen erst in der „Anthropologie“ weiter ausgearbeiteten Standpunkt einer „Semiotica universalis“ (Anthr. B 251) ein, wenn er den empirischen Charakter der Willkür eines Menschen „als eine gewisse Kausalität seiner Vernunft“ deutet, „sofern diese an ihren Wirkungen in der Erscheinung eine Regel zeigt, darnach man die Vernunftgründe und die Handlungen derselben nach ihrer Art und Graden abnehmen, und die subjektiven Prinzipien seiner Willkür beurteilen kann“ (KrV B 577). Für Kant umfaßt

dieser semiotische Ansatz nicht nur den Bereich der *Fremddeutung*, in der Ereignisse als Handlungszeichen eines alter ego verstanden werden, sondern auch den Bereich der *Selbstdedeutung*, wonach der Handelnde seinen Impulsen und Bedürfnissen allererst eine Bedeutung verleihen muß, um sie über die Rolle eines blinden Movens zu einer bloßen Reaktion herauszuheben, d.h. eben, um sie allererst handlungsrelevant werden zu lassen.

Die angedeutete „psychologische Semiotik“ läßt verschiedene Untersuchungsebenen zu. Neben den skizzierten Handlungszeichen sind auch die Zeichen der Mimik und Gestik zu beachten, die – folgt man z.B. den Forschungen von Cattell<sup>8</sup> – als eine in sich begrenzte und durchorganisierte Zahl von Zeichen für Persönlichkeitsmerkmale zu buchstabieren sind. Auch hier hat Kant vorgearbeitet, wenn er in der Auseinandersetzung mit J.K. Lavater die „Physiognomik“ als eine (Zeichen)kunst apostrophiert, „aus der sichtbaren Gestalt eines Menschen [...] das Innere desselben zu beurteilen“ (Anthr. B 270).

Möglicherweise lassen sich die Zeichen einer solchen psychologischen Semiotik auch einer mathematischen Darstellung unterwerfen – in dem eingeschränkten Sinn, den Kant immerhin für denkbar gehalten hat. „Mathematisch“ würde hier heißen: die Bedeutung eines Zeichens ist hinreichend genau bestimmt, jedenfalls so genau, daß es auch in der Wiederholung seiner Interpretation zur Identifikation der entsprechenden Merkmale oder der entsprechenden Handlungen taugt. Das setzt freilich eine starre Regelung der Zuordnung voraus. Gelänge es, ein System solcher „Bedeutungsregeln“ zu fixieren, wäre vielleicht auch die Grundlage für die (eingeschränkte) Meßbarkeit psychischer Phänomene geschaffen.

Doch nach dem Paradigmenwechsel zur Geistes- bzw. Kulturwissenschaft ist die Frage der Mathematisierbarkeit gar nicht mehr entscheidend. Der Status einer Wissenschaft hängt nun – folgt man dem von Kant in der Vorrede zu den „Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft“ entwickelten Modell, das als solches ja unabhängig von Kants historisch bedingten Bewertungen ist – an der Konstruktion ent-

sprechender „metaphysischer Anfangsgründe“ der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften, hier speziell der empirischen Psychologie. Es bleibt die Frage nach einem Äquivalent für den Begriff einer (beweglichen) Materie, der in der beschriebenen Weise die Grundlage zu einem rationalen Kern der Wissenschaft abgeben kann. Hier bietet sich der Begriff des Zeichens an. Er ist zweifellos ein empirischer Begriff, schließlich ist ein Zeichen raum-zeitlich strukturiert und sinnlich erfahrbar. Darüber hinaus läßt sich dieser Begriff auch leicht aus der Empirie „absondern“ und nach dem Leitfaden der Kategorien analysieren und zu einem begrifflichen Raster aufbereiten, das die ihm von Kant aufgebürdete Last, nämlich einen protowissenschaftlichen Teil der empirischen Wissenschaft zu bilden, auch tatsächlich zu tragen vermag. Nimmt man den von Peirce ausgearbeiteten Zeichenbegriff in dieser Absicht auf,<sup>9</sup> dann läßt sich in der Tat zeigen, wie er sich bruchlos, gleichsam als kultureller Schematismus, nicht nur in das transzendente System der Kantischen Kategorien einfügt; es kann vor allem nachgewiesen werden, daß Zeichen- und Handlungsbegriff in einer Wurzel zusammenlaufen (Vgl. Schönrich, ebd. Kap. VII, bes. S.359f.). Ließen sich diese apriorischen Konstruktionselemente empirisch-psychologisch unterfüttern, dann wäre mit dem transzendentallogisch reinterpretierten Peirceschen Zeichensystem (hier: die neun Subzeichen in ihrer trichotomischen Gliederung) die gesuchten „metaphysischen Anfangsgründe“ umrissen; sie wären zumindest als der Ort identifiziert, wo eine spezifische psychologische Grundlegung anzusetzen hätte. Die „bewegliche Materie“ der empirischen Psychologie ist nicht das „denkende Wesen“, sondern das handlungstheoretische Zeichen, kurz: die Handlungszeichen und Zeichenhandlungen.

Dieses Projekt eines auszuarbeitenden rationalen Kerns der empirischen Psychologie birgt eine nicht geringe Schwierigkeit in sich, die jedoch auch als Chance begriffen werden kann. Der Zeichenbegriff bildet nicht nur den protowissenschaftlichen Teil einer bestimmten Wissenschaft, hier der empirischen Psychologie, sondern aller Kulturwissenschaften. Mehr noch, er erstreckt

seinen Geltungsbereich auch auf den Bereich der „Lebenswelt“, die der Welt der Wissenschaften und ihrer methodisch ausdifferenzierten Gegenstandsbereiche noch zugrundeliegt. Der jeweilige protowissenschaftliche Teil einer am Zeichenbegriff orientierten Wissenschaft müßte also noch durch weitere, zusätzliche begriffliche Momente spezifiziert werden, um als rationaler Kern auch in Funktion treten zu können. Gefragt sind Begriffe, die empirisch ausgewiesen sind, soll die für die Grundlegung unverzichtbare Konstruktionstätigkeit nicht in die Erzeugung psychologischer Kunstprodukte umschlagen.

Damit bleiben Wissenschaften wie die empirische Psychologie, was ihren a priori einlösaren Geltungsanspruch anlangt, in

einer unaufhebbaren Weise vage. In dieser Vagheit, die nicht auf die unzureichende Mathematisierbarkeit, sondern auf die Universalität des Zeichenbegriffs zurückzuführen ist, liegt aber gerade die Relevanz der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften für den gesamten Lebensbereich des Menschen begründet. Während die Naturwissenschaften nur mittelbar, nämlich über ihre technische Umsetzung auf die Lebenswelt zurückwirken, werden durch die Verankerung im Zeichenbegriff die Belange der Lebenswelt (Bedürfnisse, volitive Einstellungen, Sinndeutungssysteme) in den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften unmittelbar verhandelt. Zumindest ist dies eine – vielleicht die bedeutsamste – der Konsequenzen von Kants Überlegungen.

## Anmerkungen

1 Vgl. H. W. Arndt, Art. Psychologie, rationale, in: Hist. Wörterbuch der Philosophie, Bd.7, Sp. 1664ff. und E. Scheerer, Art. Psychologie, a.a.O., Sp. 1599ff. Über die Entwicklung Kants gibt Aufschluß: A. Winter, Seele als Problem in der Transzendentalphilosophie Kants, in: K. Kremer, Seele. Ihre Wirklichkeit, ihr Verhältnis zum Leib und zur menschlichen Person, Leiden/Köln 1984, 100ff. Dort finden sich weitere Literaturangaben, vgl. bes. S. 111 Anm. 56.

2 Ch. Wolff, Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen 1751 (zweite Auflage).

3 Kants Werke werden im folgenden unter Angabe der Original-Paginierung (A steht für die erste, B für die zweite Auflage) nach der von W. Weischedel edierten Ausgabe, Darmstadt 1956ff., zitiert.

4 Der vierte Paralogismus bleibt hier seiner Komplexität wegen außer Betracht. Vgl. A. Kalter, Kants vierter Paralogismus. Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung zum Paralogismuskapitel der ersten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft, Meisenheim a.G. 1975.

5 Vgl. hierzu auch J. Simon, Begriff und Beispielspiel. Zur Aporie einer Philosophie und Systematik

der Wissenschaften dargestellt am Wissenschaftsbegriff Kants, in: Kant-Studien Bd. 62 (1971), 277.

6 wie J. Brandtstädter im Anschluß an Kamlah und Lorenzen mit Bezug auf Kant meint. Vgl. J. Brandtstädter, Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen, in: Zeitschrift für Sozialpsychologie (1982), Bd. 13, 267ff. hier bes. 268 u. 275. Brandtstädters Versuch, in den unterschiedlichen psychologischen Forschungsrichtungen, solche empirisch nicht zur Disposition stehenden begrifflichen Annahmen zu identifizieren, bedarf also der Ergänzung um die transzendentallogische Perspektive.

7 Vgl. E. Scheerer a.a.O. Sp. 1606, zur Rezeption Kants vgl. Sp. 1607f.

8 R.B. Cattell, Die empirische Erforschung der Persönlichkeit, Weinheim 1973

9 Warum gerade Peirce' Semiotik und nicht etwa die von Morris oder Eco die philosophischen Desiderate einer Kantisch orientierten Philosophie erfüllt, wird in: G. Schönrich, Zeichenhandeln. Untersuchungen zum Begriff einer semiotischen Vernunft im Ausgang von Ch. S. Peirce, Frankfurt a.M. 1990, gezeigt.

Zum Autor:

Dr. Gerhard Schönrich, Privatdozent für Philosophie.

Anschrift:

Institut für Philosophie, Universität München, GeschwisterScholl-Platz 1, 8000 München 22.